

# Ottendorfer Zeitung

Lokalanzeiger und Anzeigebblatt für Ottendorf-Okrilla u. Umg.

Ercheinungstage: Dienstag, Donnerstag, Sonnabend. Bezugspreis monatlich 1.10 RM einschließlich Lieferlohn. Im Falle höherer Gewalt (Störungen des Betriebes der Zeitung, der Lieferanten oder der Beförderungsrichtungen) hat der Bezugsnehmer keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises.



Anzeigenpreis: Die 6 gespaltene mm-Zeile oder deren Raum 5 RM. Alles weitere über Nachschlag usw. laut anstehender Anzeigenpreisliste 2. Anzeigenannahme bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages. Bei fernmündlicher Anzeigenannahme wird keine Gewähr für Richtigkeit übernommen. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Nachschlagsanspruch.

Diese Zeitung veröffentlicht die amtlichen Bekanntmachungen der Gemeindebehörde zu Ottendorf-Okrilla und des Finanzamtes zu Radeberg.  
Hauptredaktion: Georg Köhle, Ottendorf-Okrilla — Vertreter: Hermann Köhle, Ottendorf-Okrilla — Verantwortlich für Anzeigen u. Bilder: Hermann Köhle, Ottendorf-Okrilla  
Postfachkonto: Leipzig 20148. Druck und Verlag: Hermann Köhle, Ottendorf-Okrilla. Girokonto: Ottendorf-Okrilla 138.

Nummer 143 Fernruf: 231 Donnerstag, den 2. Dezember 1937 Nr.: XI, 265 36. Jahrgang

## Weihnachtliches aus der Lausitz

von Max Zelig

Wenn das schöne Land der Lausitz von den Bergen im Süden bis zur großen, weitläufigen Heide im Norden einfallt in seine Winterzeit, dann hebt bald auch über dunklen Tagen ein weihnachtliches Leben an, nicht so wie im Erzgebirge, wo der Wald dem Volk das Schmuckmaterial zu allerlei Märchengestalten und Wunderdingen in die Stätten und Häuser reicht, sondern etwas wirksamer, langsamer geht der Lausitzer in seine Weihnacht. Unter der Erde wandert es mit, was ihm am Herzen liegt; wenn aus grauerhängendem Himmel der Schnee herniederbricht in schweren silbernen Ketten, und Dorf und Wald förmlich in der Stille und Düsternis versinken, dann sucht er ein Licht in sich. Was er in sich haben will, das stellt er vor sich hin; darum basteln die Menschen in und um Kamenz an jeder Weinstange, die sich zur Weihnacht lichtvoll vor ihren Augen mit Schattenpielen aus der weihnachtlichen Geschichte drehen.

Aus solchem Lichtverlangen ist gewiss auch der Herrnhuter Stern geboren worden, der die ganze schöne Adventszeit hindurch glänzt, dunkle Füllungen erfüllt oder sein mildes Licht hinanstrahlen läßt auf die winterlichen Gärten und Gassen.

Wenn in den Adventsfontänen die Buben und Mädchen des Berglandes in ihren schönen warmen, ungemessenen Holzstuden sitzen, in denen es auch heute immer noch nach Kirsch und Leinen riecht, wenn zur Zeit der Dämmerung Brautpfeifenmusik den Raum durchklingelt und die Kinder am liebsten zu Füßen der Großmutter sitzen, dann kann es geschehen, daß um die Zeit der Dämmerung plötzlich ein dünnes und feines Singen anhebt. Aber plötzlich domert und poltert es tauh und drohend. Anrecht Kuprecht ist hereingetreten:

„Sty, blay Kladerwiesch,  
draußen ds mörsch goar ze friesch,  
woß mieh a de woarme Stube machn  
und den Kindern vertreiben 's Lachen.“

Der Kinder Gut und Böse wird für und wider ertragen, bis schließlich Vergeben, Verzeihen und ein großes Verzeihen geschenkt. den Kuprecht öffnet den Saal und teilt seine Gaben aus. So schließt und unbekümmert das alles geschieht, so ehrlich und treu kommt es doch dem ewig unzerstörbaren großen guten Kinderherzen unseres Volkes.

Eine große feierliche Lichtprojektion bewegt sich mit Musik und Fackeln in Oberlausitzer Dörfern durch die Gassen zum Markt zum altberühmten „Singen“, das hierlich aus der Stadt sich aufschwingt ins freie Land. Lange genug vorher hat man das schöne Kinderweihnachtsspiel des Kaufmanns Dering geübt und tapfer gesungen: „Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freuen!“ Das ist so in der Lausitz wie im Erzgebirge und überall, daß von den Kindern die Freude überspringt auf die Großen; ihre Herzen haben Weihnachtswärme, ihre Augen Weihnachtsglanz und ihre Hände Weihnachtskraft. So wissen es die Berge, so klingen es um Dorf und Stadt, so träumen es sich in den Wäldern und auf den Höhen durch die Heide; und die Sterne leuchten hoch hinein in Lied und Traum.

## Heimatwert Sachsen in Schwarzenberg

Nachdem die große Feiertags-Schau ihre feierliche Eröffnung und einen großartigen Anfang erlebt, findet am Sonntag, 5. Dezember, die erste Mitgliederversammlung des Heimatwertes Sachsen in Schwarzenberg statt. Der Sonnabend bringt eine Aufführung des erzgebirgischen Weihnachtsspiels von F. C. Krauß im geschlossenen Mitgliebertreff des Heimatwertes Sachsen. Am Anschlag verbindet ein Kameradschaftsabend die anwesenden Mitglieder des Heimatwertes und des Erzgebirgsvereins. Am Sonntag findet eine Besprechung des Vorstandes mit den Volkstums- und Kreisbeauftragten und dem engeren Beirat statt. In der Mitgliederversammlung werden die Anwesenden durch den Vorstand des Heimatwertes Sachsen, F. C. Krauß, begrüßt; den Arbeits- und Kassenericht erstattet der geschäftsführende Vorstand, Regierungsdirektor Graefe, Rektor Steglich wird über die Fest- und Feiertagsgestaltung sprechen. Ferner findet am selben Tag in Schwarzenberg eine Arbeitsstagung über die Trachtenfrage statt. Am Abend veranstaltet die NSG „Kraft durch Freude“ einen Kameradschaftsabend in der Festhalle der Krauß-Werke. Zeitnahmederzeit an dieser Mitgliederversammlung, am erzgebirgischen Weihnachtsspiel und an den Kameradschaftsabenden sind sämtliche Mitglieder des Heimatwertes Sachsen; es empfiehlt sich, die Mitgliederkarte bei sich zu führen. Auswärtige Besucher, die an den Veranstaltungen teilnehmen wollen, werden gebeten, sich wegen der Unterbringung beim Verkehrsamt in Schwarzenberg möglichst anzumelden.

## Aufbau des weiblichen Arbeitsdienstes

Einrichtung von Lagern nach politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten

Reichsarbeitsführer Reichsleiter Dietrich gab auf einer Arbeitstagung mit den Bezirksführerinnen und Gruppenführerinnen des Arbeitsdienstes der weiblichen Jugend in der Reichsschule am Uckersee grundsätzliche Richtlinien bekannt, die beim fortschreitenden Ausbau des weiblichen Arbeitsdienstes zu beachten sind. Der Einsatz neuer Lager soll entweder eine unbedingte politische Begründung aufweisen in Gegenden, in denen es auf die Erziehung des Volkstums oder auf die weltanschauliche Erziehung besonders ankommt; oder die wirtschaftliche Lage des Gebietes muß die Mitarbeit der Arbeitsmädchen besonders wünschenswert erscheinen lassen. Der Reichsarbeitsführer betonte nochmals den ausschließlichen Einsatz auf dem Land.

Die Frage des Führerinnennachwuchses wurde als wesentliches Aufgabenfeld herausgehoben, wobei der Reichsarbeitsführer ausdrücklich anordnete, daß die Anforderungen an die Menschen auch in der Aufbauzeit niemals zurückgeschraubt werden dürfen. Das Vordringen einer genügend großen Anzahl guter Führerinnen gilt als Grundvoraussetzung für den kommenden Ausbau. Die Lösung dieser Frage muß zur Sache aller Frauen des Volkes werden, weil sie nicht nur eine Arbeitsdienstfrage, sondern eine der wichtigsten und entscheidendsten Frauenfragen darstellt.

## Der Landarbeitermangel im Osten

Der Reichsbauernführer, Reichsminister Darré, besichtigte landwirtschaftliche Betriebe in der östlichen Kurmark. Im Mittelpunkt standen die Fragen des Arbeitseinsatzes. Der starke Landarbeitermangel behindert besonders im Osten die letzten Auswirkungen der Maßnahmen zur Erzeugungssteigerung. Die Wohnungsverhältnisse der Landarbeiter werden eingehend geprüft; es wiederholte sich der Fall, daß neue vorbildliche Landarbeiterwohnungen nicht besetzt worden sind.

## „Grüne Woche 1938“ noch größer

Der Beginn zum Ausstellungsjahr in Berlin  
Ein über alles Erwartetes erfolgreiches Berliner Ausstellungsjahr geht zu Ende und schon wirkt der Schaffensabschnitt 1938 seine Schatten voraus. Wieder wird, wie üblich, die „Grüne Woche“ die Reihe der großen Berliner Schauen im kommenden Jahr eröffnen. Vom 21. bis 30. Januar ruht die „Grüne Woche Berlin 1938“ das gesamte deutsche Landvolk, aber auch die Städte, nach Berlin. Auf dieser Schau, die mit einem neuen großzügigen Programm auf den Plan tritt, wird das ganze Volk Anreize und Belehrung auf den verschiedensten Gebieten seiner landwirtschaftlichen Lebensgrundlage finden. Das Programm der „Grünen Woche“ wird mit der Reichshalle und Lebenshalle seiner Sonderschauen, seiner tierärztlichen Veranstaltungen und seiner gewaltigen Parade technischer Hilfsmittel alle Vorgängerschaun in den Schatten stellen.

## Das Befinden Ludendorffs

Ueber das Befinden Generals Ludendorff ist am Mittwochabend folgender Bericht ausgegeben worden: „Das Befinden Generals Ludendorff ist zur Zeit unverändert. Mit dem Ernst der Lage hat sich dementsprechend nichts geändert.“

## Zwei Millionen sahen „Entartete Kunst“

Am 30. November schloß die Ausstellung „Entartete Kunst“ in München. In zwanzig Wochen besichtigten über zwei Millionen deutsche und ausländische Besucher diese Schreckensschau einer wilden Kunstvernichtung. Das Ergebnis sahte für sich ein beifälliger Besucher in einem Antwortbrief: „Man muß Hitler dankbar sein.“

## Dresdener Sonderpoststempel

auf WSB-Briefmarken zum Tag der nationalen Solidarität

Am Tag der nationalen Solidarität, am 4. Dezember, wird in Dresden durch die Post ein Sonderstempel mit dem Aufdruck „Tag der nationalen Solidarität“ für die Abstempelung von WSB-Briefmarken verwendet.

Alle Briefmarken- und Stempelsammler, sofern sie sich diesen Stempel verschaffen wollen, müssen ihre Postfächer bis spätestens Sonnabend, 4. Dezember, 12 Uhr,

Die Ausstellung, die eine vernichtende Abrechnung des neuen Deutschland mit jenen Kreisen darstellt, die mehr als ein Jahrzehnt lang in frecher Annahme diese zweifelhaften Nachwerte dem deutschen Volk als „Kunst“ aufzwingen wollten, erzielte überall die erwartete Wirkung. Wer nur ein einziges Mal inmitten der Scharen von deutschen Volksgenossen aus München und dem Reich und von Ausländern durch die Räume der „Entarteten Kunst“ ging, konnte feststellen, mit welcher Verständnislosigkeit der geistig gesunde Mensch diesen Erzeugnissen einer kranken Einbildung und einer zerstörenden Geisteshaltung gegenübersteht.

## Schnellste Lösung der Sudetendeutschen Frage

Forderungen der Sudetendeutschen

In der Fortsetzung der Aussprache über den Staatshaushalt im Prager Abgeordnetenhaus verwies der Abgeordnete der Sudetendeutschen Partei, Dr. Sandner, darauf, daß von tschechischer Seite früher gelegentlich wurde, daß es eine sudetendeutsche Frage gäbe. Diesen Standpunkt hätten die Tschechen berichtigend müssen, denn heute könne kein vernünftiger Mensch leugnen, daß die nationalpolitischen Verhältnisse innerhalb der Tschechoslowakei den Gegenstand sehr enger Unterhaltungen in den Besprechungen der Großmächte bilden. In den Stunden, in denen in London auch über die Tschechoslowakei gesprochen wurde, sei die Erkenntnis auf tschechischer Seite notwendig geworden, daß die sudetendeutsche Frage schnell, gründlich und großzügig gelöst werden müsse, wenn nicht die Entwicklung eine Fortsetzung finden sollte, die die Tschechoslowakei zum inneren Chaos und zur außenpolitischen Vereinfachung führe.

Die Tschechen mühten sich darüber, daß es trotz der Spannungen zwischen den Volksgruppen in der Tschechoslowakei immer noch Verständigungsmöglichkeiten gäbe, bei denen die Hoheit des Staates unangefastet bleibe. Allerdings mühten, so führte Abgeordneter Sandner aus, die Sudetendeutschen darauf bestehen, daß eine solche Lösung in erschöpfender Weise gesetzlich verankert werde und daß die Volksgruppe dazu als Rechtsträger höherer Ordnung hinzugezogen werde.

Gerade die Besprechungen des 18. Februar an die deutschen Regierungsparteien gäben den Beweis für die Notwendigkeit solcher Gesetze, denn die Versprechungen hätten gezeigt, mit welchem Geschick es die Tschechen verstanden, durch die Abgabe unverbindlicher Versprechungen tatsächlichen Verpflichtungen auszuweichen. Es dürfe sich daher nicht um Vereinbarungen mit einer im Amt befindlichen Regierung handeln, sondern die Stellung der deutschen Volksgruppe in der Tschechoslowakei müsse endgültig klargestellt werden.

Abgeordneter Sandner verwies darauf, daß Dr. Beneš in seinem Buch über die österreichische Reichsfrage schon im Jahre 1908 erklärte, daß die Verhältnisse der Deutschen und der Tschechen in Böhmen nur auf der Grundlage der Selbstverwaltung möglich wäre. Dr. Beneš, der jetzige Staatspräsident, habe damals geschrieben: „Dann würde sich jede Nation gemäß ihren eigenen Kräften entwickeln, und der Staat würde nicht länger angefaßt werden, die eine oder die andere zu begünstigen.“ Das seien dieselben grundsätzlichen Erkenntnisse, die heute die Sudetendeutschen beweisen. Es sei insbesondere ganz unrichtig, wenn man behauptete, daß die Forderung nach Selbstverwaltung eine un-demokratische Gesinnung oder eine Gefährdung des Staates bedeute.

## Beraminungsverbot aufgehoben

Das kurz nach den Ereignissen von Teplitz-Schönau gemäß einem Beschluß des Ministerrates vom Prager Innenministerium am 23. Oktober 1937 erlassene Verbot der Abhaltung politischer Versammlungen wurde am Mittwoch aufgehoben.

dem Postamt Dresden-N. 6, eingeliefert haben. Auswärts wohnende Sammler können auch bis Mittwoch ihre mit WSB-Briefmarken freigemachten Briefe und Karten bei jeder Dienststelle zur Weiterleitung nach Dresden aufgeben. Diese Postarten und Briefe müssen mit mindestens 12- oder 6-Blatt-WSB-Briefmarken freigemacht worden sein.

Außer dem WSB-Sonderpoststempel werden die Kurzwörter des Heimatwertes Sachsen\* zusätzlich aufgedruckt. WSB-Briefmarken sind auf jedem Postamt und in jeder Dienststelle des WSB erhältlich.





# Völlige Gleichstellung der verschiedenen Glaubensgemeinschaften.

Hagen, 1. Dezember. Reichsminister Kerl sprach am Dienstagabend in der Stadthalle zu Hagen im überfüllten Kuppelsaal über Weltanschauung und Religion. Der Minister leitete seine Rede mit Hinweisen auf den geradezu märchenhaften Aufstieg des deutschen Volkes in den letzten fünf Jahren ein, der nur möglich geworden sei, weil ein Führer erstanden sei, der dem deutschen Volke nicht im üblichen Sinne ein politisches Programm brachte, sondern jenseits der alten Parteien Menschen hinter sich gesammelt hatte, mit denen er einen neuen Staat schuf. So wenig nach der nationalsozialistischen Weltanschauung Nationalismus und Sozialismus einander widersprechen, so wenig sei dies auch mit Religion und Weltanschauung der Fall.

Der Mensch sei immer, sobald er das Stadium der reinen naturgebundenen Kindheit durchschritten und in das Stadium der eigenen Willensentscheidung eingetreten ist, nachdenklich geworden, bis er den Dingen auf die Wurzel kam. Denn Weltanschauung heiße Richtschnur für das richtige Handeln des Menschen, der nicht nur der Natur, sondern sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber stehe.

Was ist Religion? Wir haben zu antworten: Daß wir wissen, was wir tun, Weltanschauung und Religion laufen darin zusammen, daß sie die Summe der Verjünger des Menschen darstellen, sich klar zu werden, über die Frage nach seinem richtigen Handeln. Diese Frage haben wir endlich zu beantworten verstanden. Wir haben mit den Mitteln der Vernunft klar und deutlich die Antwort gefunden: Du hast zu handeln gemäß der Kraft, die in deinem Innern wohnt, gemäß deinem Gewissen und gemäß deiner Pflicht. Nur von der Politik her kann die wahre Freiheit des Menschen werden. Dem Führer verdanken wir noch eine Verdopplung. Er lehrte uns in einer Zeit der Verzweiflung und des allgemeinen Niederbruchs: „Ihr müßt eure Pflicht tun! Ihr müßt euerem Wissen gemäß handeln, das aus eurem Mute spricht, das Gott in eure Adern gegossen hat!“

In eurem Mute selbst liegt das Gewissen. Gott hat den Sinneseindruck in das Blut, daß alle, die eines Blutes sind, zusammengehören und zusammenwachsen zu einem großen Organismus einer einzigen Volksgemeinschaft. Der Führer hat den Bewußtseinbegriff sozialistisch gemacht und gesagt: Wir müssen den Befehl Gottes erfüllen durch unser Tun und unser Handeln. Werdet positive Christen der Tat.“

Unter Hinweis auf die Beispiele vergangener Kulturen der antiken Welt erläuterte der Minister ausführlich die Notwendigkeit und Bedeutung der nationalsozialistischen Rassenlehre.

In seinen weiteren Ausführungen wandte sich der Minister den kirchenpolitischen Fragen zu und erklärte, daß es nicht seine Aufgabe sei, zu richten, wer in richtiger Weise die Bibel auslege, sondern einzig und allein darüber zu wachen, daß die Einigkeit des deutschen Volkes erhalten bleibe. Den Konfessionen stehe er als Staatmann völlig neutral gegenüber. Unter dem lebhaftesten Beifall der Zuhörer stellte der Minister aber eindeutig fest:

In die staatliche Rechtsfindung und Rechtsübung hat sich keine Kirche hineinzumischen. Dies alles gehört ausschließlich in die Hände des Staates.

Dem nationalsozialistischen Staat gehe es ausschließlich um die Gewissens- und Glaubensfreiheit des einzelnen. Keiner solle darin beschränkt werden, sich seine Konfession auszuwählen. Die nationalsozialistische Partei und auch der Staat vertreten den Standpunkt eines positiven Christentums ohne sich irgendwie an ein einzelnes Bekenntnis zu binden. Aber sie forderten gleichzeitig die Freiheit für alle religiösen Bekenntnisse, soweit sie nicht den Bestand des Staates gefährden, oder das Moralgefühl der germanischen Rasse beeinträchtigen.

Diese Freiheit aber wollen und müssen wir gewähren, damit endlich ein Drang unseres Volkes nach religiöser Freiheit erfüllt, gerechtfertigt und abgeschlossen wird.

Kein echter Nationalsozialist dürfe es mit der Religion leichtfertig nehmen. Echter Nationalsozialist sei nur, wer die Tatsache der Bindung an Gott erkenne und wisse, daß Gottesbefehl in seinem Gewissen und Blut walte. Der Nationalsozialismus erklärt, daß derjenige, der diese Bindung leugnet, minderwertig ist und nicht zu uns gehört. Aber der nationalsozialistische Staat denkt nicht daran, irgendeine Konfession zu einer Staatskirche zu machen, auch nicht die Deutsche Glaubensbewegung. Jedermann kann sein Bekenntnis wählen und nach seinem eigenen Herzen. Wir verlangen aber, daß er sich der Achtung befleißigt vor dem, was dem anderen heilig ist. Wer dieses Gebot der Achtung und Ehrfurcht verlegt, ist kein echter Nationalsozialist.

Rochmals hob Minister Kerl hervor, daß das Ziel der nationalsozialistischen Kirchenpolitik die völlige Gleichstellung der verschiedenen Religionsgemeinschaften sei.

Die Zurückführung dieser Gemeinschaften auf die Opfer ihrer Gläubigen sei nicht als plötzliche Entziehung der hohen Staatsämter zu verstehen. Es solle nur langsam und sicher die Entwicklung auf die Erreichung des Zieles eingestellt werden, das unbedingt erreicht werden müsse. Diese Maßnahmen erfolgten aus keinerlei Haß gegenüber den Kirchen, wie überhaupt jeder über die ernste und ehrliche Auffassung des Ministers sich habe ein Bild machen können, der mit ihm über diese Frage einmal gesprochen habe. Die Bekenntnisfront habe sich früher für die „Stunde der Erbauung“ bei ihm bedankt, die er, der Minister, in einem Vortrag gehalten habe; um so unverständlicher sei es aber, daß später einer ihrer Hauptführer böswillige Unterstellungen in Flugblättern verbreitet habe. Dieses Verhalten beweise nur, wie die christliche Liebe nicht immer dort am besten bestellt sei, wo man sie fortgesetzt im Munde führe. Der Minister erklärte:

„Es liegt mir völlig fern, in Wausch und Bogen abzuurteilen. Ich erkenne an, daß viele Seelsorger mit uns gekämpft und uns mit allen Mitteln unterstützt haben. Ich weiß, daß z. B. die Deutschen Christen völlig positiv zum nationalsozialistischen Staat stehen. Ich muß aber gleichzeitig erklären, daß ich nicht daran denke, etwa eine deutsche christliche Staatskirche herzustellen. Der Staat hat nur eines im Sinn:

Die völlige Sicherstellung der religiösen Freiheit!

Ich werde mit der deutschen Volksgemeinschaft dieses Ziel erreichen.

Eine Anzahl von Seelsorgern und Predigern beider Konfessionen habe dem Staat für seine Bemühungen entschieden Dank abgeleitet; aufs Ganze gesehen sei dies leider aber nicht der Fall gewesen. Sogleich nach Übernahme seines Amtes habe er, der Minister, Auftrag gegeben, alle Strafanträge gegen Geistliche zu sammeln. Die Summe der Anzeigen genüge; es sei eine geradezu erschreckende Zahl! In keinem anderen Stande gibt es einen so unerhörten hohen Prozentsatz von Verfahren.

Die Stillschleppprozesse mühten vor sich gehen, seien aber noch nicht abgeschlossen. Nach Angabe des für diese Straftaten zuständigen Justizministeriums handele es sich

dabei um folgende Zahlen: Verurteilt wurden 45 Priester, 176 Ordensbrüder und -schwestern, 21 Angestellte usw., zusammen 242. Verfahren sind noch anhängig gegen 93 Priester, 744 Ordensbrüder und -schwestern und 118 Angestellte usw., zusammen 955. Verfahren wurden eingestellt oder erfolgte Freisprechung in Verfahren gegen 29 Priester, 127 Ordensbrüder und -schwestern, 32 Angestellte usw., zusammen 188.

Es sei klar, stellte der Minister fest, daß hier nicht mehr von Einzelfällen gesprochen werden könne. Zum Vergleich erwähnte der Minister die Zahl der Ordensgeistlichen vom Jahre 1935. Die Zahl der Ordensangehörigen in Deutschland habe 1935 etwa 16 200 männliche Ordensmitglieder in etwa 660 Niederlassungen betragen, und etwa 102 000 weibliche Ordensmitglieder in 7990 Niederlassungen. Das bedeute also, daß einer Zahl von 16 000 männlichen Ordensangehörigen etwa 8000 Prozesse gegenüberstünden. Es sei nicht politisch, wenn man den Vorwurf erhob habe, daß diese Prozesse stattfinden, politisch seien aber vielmehr naturgemäß die Folgen dieser Prozesse. In solchen Fällen beulen könne der Staat nicht achlos vorübergehen, sondern müsse sie ausbrennen.

Bedauerlich sei, daß die kirchliche Aufsicht nicht selbst genügend eingegriffen habe. Der Minister betonte, daß er nicht dogmatisch zu urteilen habe, daß aber nach dem Leben, den Worten und den Taten Christi, wie sie nach dem Ermangelung der Beurteilung offenliegen, diese nicht den Lehren des Nationalsozialismus widersprechen.

Es sei aber bedauerlich, daß viele kirchliche Vertreter den Nationalsozialismus so wenig verstanden und für seine Anhänger die kirchliche Lüge zu Gott abzuschießen versucht hätten, statt ihrer Predigt der Liebe gemäß zu handeln.

Der Staat werde dort mit starker Faust für unbedingte Ordnung sorgen, wo die Religion mißbraucht wird, um die Volksgemeinschaft zu stören oder zu zerlegen.

Unter lang anhaltendem Beifall schloß der Minister:

Das Volk kennt seinen Führer. Jeder einzelne mag immer in sich hineingehen und sich sagen: Wie herrlich ist es doch, in dieser großen Zeit leben zu dürfen. Nur eines macht das Leben schön: die Pflicht zu erfüllen, in die Gott uns gestellt hat. Wir wollen daran gehen, ein Reich zu bauen, das noch nicht Wirklichkeit ist, das aber durch unser Tun und Leben Wirklichkeit werden soll.

Gott lebt noch und offenbart sich immer aufs neue in den Menschen, die seines Geistes voll sind. Auch heute noch sind Wunder möglich; in den Stunden der Not errettet und ermahnt der Allmächtige. Viele sind berufen, aber wenige sind nur auserwählt. Spätere Geschlechter werden uns beneiden um das, was wir erleben durften. Jeder hat die Freiheit, seine Pflicht zu tun und der Stimme Gottes in seiner Brust zu folgen, der ihm sagt: Verstehe die Vergangenheit, erlasse die Gegenwart, luche mit an der Zukunft des deutschen Volkes zu bauen und wirke daran mit, daß das Reich feststeht, daß es bleibt, das du dein Deutschland nennst, dein Deutschland über alles!“

## Das Befinden General Ludendorffs.

München, 30. November. Ueber das Befinden General Ludendorffs ist am Dienstag um 19.30 Uhr folgender Bericht abgegeben worden: „Das Befinden General Ludendorffs hat sich in den letzten vierundzwanzig Stunden etwas gebessert. Die Nacht war ruhig, wenn auch noch gewisse Kreislaufstörungen die Lage als ernst erscheinen lassen. Dieser Ernst der Lage wird sehr rasch nicht schwinden können.“

Frau Wathilde Ludendorff und die nächsten Angehörigen des Generals haben im Krankenhaus Wohnung genommen.



Im Lichte des Olympos Roman von Hans Feuer

(Nachdruck verboten.)

„Sie glaubten, sowie Sie nach wer weiß wie langer Zeit wieder aufstanden brauchen Sie nur den kleinen Finger auszustrecken — und die dumme Ilse Unger fällt wieder herein! Und wenn es Ihnen dann paßt, fassen Sie wieder davon und lassen sich in Amerika von den Frauen um den Hals fallen und ...“

Sie stochte.

„Also doch eifersüchtig!“ meinte er.

„Gar nicht eifersüchtig! Nicht im geringsten! Meinerwegen können Sie sich küssen lassen, von wem Sie wollen.“

„Auch von Ihnen?“

„Ich küsse Sie nicht!“

„Er küßte sich eine Zigarette an.“

„Was ist denn Ihr Verlobter für ein Mensch?“ wollte er wissen.

„Das kann Sie gar nicht interessieren! Aber damit Sie beruhigt sind: er ist nett, anständig, fleißig — und er hat mich gern!“

„Neh' kann man nicht verlangen!“ sagte er.

Ein wenig spöttisch kam das von seinen Lippen. Aber im Innern Ernst Böckners widersprach etwas ziemlich energisch diesem Sarkasmus. Er sah Ilse Unger vor sich, sah das süße, reizende Gesichtchen mit den hellen Augen, sah die kleinen feinen Hände, den schmalen weißen Hals, die hübsch geformten Schultern — sah das ganze entzückende Veröndnis und begriff sich nicht. Begriff nicht, wie man so etwas verlassen konnte. Es gab doch auf der ganzen Welt kein Mädel mehr, das ihm so gefiel, das er so gern recht fest in die Arme genommen hätte wie diese kleine Ilse Unger!

Und da kam irgendein anderer und nahm sie ihm fort? Dagegen mußte doch etwas zu machen sein!

Wenn sie nichts mehr für ihn übrig hatte — warum traf sie sich dann mit ihm? Gestern und heute ... und wenn er wollte: morgen auch!

„Warum haben Sie sich eigentlich verlobt, Ilse?“ Eine leichte Verlegenheit erschien in ihrem Gesicht.

„Weil ich ... weil ich ... ach, das geht Sie ja gar nichts an!“

„Doch, es geht mich was an! Wenigstens bilde ich mir das so ein!“ widersprach er. „Zeit gektern weiß ich nämlich genau, was für eine große Dummheit ich begangen habe!“

„Womit?“

„Daß ich nichts von mir hören ließ!“

„Das hätten Sie sich eher überlegen müssen!“

„Sie lieben ja Ihren Verlobten gar nicht, Ilse!“

Da geschah etwas, das Ernst Böckner von Ilse Unger nie erwartet hatte. Er konnte sie nur als frisches, beiteres Geschöpf, das gern lachte und — früher wenigstens einmal — seinen dummen Streichen Verständnis entgegenbrachte. Und dieselbe Ilse Unger wurde plötzlich blaß, ihre Schultern packte ein Zittern, um ihren hübschen Mund suchte es.

Ernst Böckner beugte sich erschrocken vor.

„Was ist Ihnen denn, Ilse?“

Sie antwortete nicht. Sie versuchte, der Erschütterung in ihrem Innern Herr zu werden und auf einmal sprang sie auf, riß ihren Mantel vom Wandbrett und lief hinaus.

Zwei Sekunden lang sah Ernst verdutzt.

Was hatte denn das zu bedeuten?

Er stand schnell auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und ging ihr nach. Sah nach links und rechts.

Sie bog gerade in die Nebenstraße ein, hastig, laufend.

Er folgte ihr und hatte sie bald erreicht. Hielt sie fest und zwang sie, nebenzulieben.

„Was ist denn mit Ihnen los, Ilse?“

Sie schloß ihre Augen. „Lassen Sie mich!“

„Aber ich habe Ihnen doch gar nichts getan!“

Sie schwieg. Aber als er sich herabbeugte und ihren Kopf hob, merkte er, daß sie weinte.

Er legte den Arm um sie und führte sie weiter.

Die Straße war um diese Zeit menschenleer. Nur drüben auf der anderen Seite kamen eben Menschen.

Ernst Böckner hielt die kleine Ilse Unger fest.

„Sehen Sie, Ilse, ich kann doch nichts dafür. Ich bin ein leichtes Huhn, das gebe ich ja zu — aber deshalb als ich Sie gestern wieder sah, wußte ich ... na ja, Gott ... solche Gedanken kommen einem plötzlich, nicht? Jedenfalls kann ich mich nicht so ohne weiteres damit abfinden, daß Sie ... na, eben daß Sie einen anderen Mann haben!“

Sie blieb stehen und hob den Kopf. „Ihre Augen schimmern“ seufzte. Alles an ihr bebte.“

„Lassen Sie mich doch endlich in Ruhe! Ich ... ich kann nichts mehr hören! Ich will nach Hause!“

Einem Augenblick lang zögerte Ernst Böckner. Dann nahm er ihren Arm und führte sie zurück. Ein Wagen kam vorüber. Er hielt ihn an und stützte Ilse Unger beim Einsteigen. Rahm neben ihr Platz, nachdem er dem Fahrer ihre Adresse angegeben.

Sie saßen schweigend nebeneinander. Ilse Unger schen sich nach und nach zu beruhigen. Ernst Böckner sprach nicht. Er wollte ihr Zeit lassen.

Ihr Blick ging geradeaus durch das Fenster. Als habe sie Ernst Böckners Anwesenheit ganz vergessen.

„Wollen Sie mir nichts erzählen, Ilse?“

nach einer Weile.

Sie schüttelte den Kopf.

„Kein ... es hat keinen Zweck! Es ... es ist besser, wir sehen uns nicht mehr, dann ... dann ...“

Sie sprach nicht weiter.

„Dann?“

„Dann werde ich schon darüber hinwegkommen!“

endete sie leise.

Ernst Böckner fühlte sich nicht besonders wohl in der Lage. Tragische Dinge liebte er nicht. Kommen sie, pflegen er sie mit einem Lachen zu entwirkeln. Hier ging es nicht. Hinter der Szene lauerte irgend etwas, das ihm Unbehagen verursachte. Mit der Verlobung Ilse Ungers hatte er irgendeine besondere Verwandnis, über die sie nicht sprechen wollte.

Sie hatte sich wahrscheinlich schon mit der Tatsache dieser Verlobung abgefunden — da tauchte er auf und ...

Ja, aber wenn in diesem Augenblick Verwirrungen in ihr aufwachten, dann ...

Dann konnten sie doch nur dadurch entstehen, daß sie ihn, Ernst Böckner, liebte!

„Es ist besser, wir sehen uns nicht mehr!“ sagte sie.

„Nein, mein Kind, wir werden uns hoffentlich noch recht oft sehen! Ich werde mich einmal mit deiner eintägigen Verlobung beschäftigen, ohne daß ich es dir sage! Wollen doch mal sehen, was dabei herauskommt!“

dachte er.

(Fortsetzung folgt.)





# Die billigste Art der Tschekisierung.

Prag, 30. November. Am 30. November begann in der Vollziehung des Prager Abgeordnetenhauses die große politische Aussprache über den Staatsvoranschlag für 1938. Nach dem Hauptberichterstattung, dem tschechischen Sozialdemokraten Kemes, sprach als erster Redner der Abgeordnete der Sudetendeutschen Partei, Dr. Kofsch.

Trotz der großen, auf gleichmäßigem Wege errungenen Erfolge der Sudetendeutschen Partei sei man bemüht, die Sudetendeutschen als Irredentisten hinzustellen, weil sonst ihr Gebiet nicht mit Staatspolizei und Gendarmerie durchzogen werden könnte. Dieser Zustand sei nämlich die billigste Art der Tschekisierung. Im alten Oesterreich hätten die Tschechen auch in den schwierigen Zeiten keine so unhumane und brutale Behandlung erfahren, wie sie heute die Sudetendeutschen erdulden müßten. Dennoch forderten sie nur ihr Lebensrecht innerhalb der Grenzen der Tschekoslowakei auf dem Boden der Verfassung.

Ueber die Frage, ob die Regierung mit der kühnen Behauptung recht habe, dem Sudetendeutschum mehr gegeben zu haben als ihm gebühre (!) oder ob die sudetendeutschen Beschwerden berechtigt seien, brachte Dr. Kofsch eine Volksabstimmung in Vorschlag. Daß die außenpolitischen Sympathien der Sudetendeutschen auf deutscher und nicht auf sowjetrussischer Seite lägen, sei eine reine Selbstverständlichkeit. Seit der Gründung der Tschekoslowakei spiele das Deutsche Reich in Aus- und Einkehr für die Tschekoslowakei die erste Rolle.

Das Sudetendeutschum habe sich zu allen Zeiten ohne Rücksicht auf das im Deutschen Reich herrschende System mit dem deutschen Volke verbunden gefühlt.

Auch Majaraty und Benesch hätten das als eine Selbstverständlichkeit aufgefaßt; etwas anderes würde der Natur zuwiderlaufen. Andererseits sei die Tatsache, daß ein Volk an dem Schicksal seiner Volksgruppen jenseits der Grenzen teilnehme, ebenso selbstverständlich und in der Natur der Menschheit begründet. Diese Verbundenheit sei aber um so mehr natürlich, weil die Sudetendeutschen an dem unbedingten Friedenswillen des deutschen Reichsanzlers

und des deutschen Volkes glaubten. Die tschechischen Gegner des Deutschen Reiches würden im Interesse des Friedens ihre Ansichten über das Reich revidieren müssen, denn der Nationalsozialismus werde im Gegensatz zu einem weitverbreiteten tschechischen Tertium seine Dauerhaftigkeit beweisen.

Im Jahre 1938 feierte das tschechische Volk den 20. Jahrestag seiner Staatsgründung. Die Vorstellung, daß ein Sudetendeutscher dieses Jubiläum mitfeiern könne, wenn sich die Verhältnisse bis zum 28. Oktober 1938 nicht grundlegend geändert hätten, sei unmöglich. „Wir können doch“, so sagte Dr. Kofsch, „am Gottes Willen nicht noch unsere Unterdrückung feiern“. Das Staatsjubiläum würden die Tschechen erst dann mit guten Ausichten für die Zukunft feiern können, wenn sie den Frieden im Innern errungen und ein freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland geschaffen hätten.

## Diphtherie wütet unter sudetendeutschen Kindern. — Tschekische Behörden bleiben untätig.

Prag, 30. November. Vor kurzem fand in Kuffig (Tschekoslowakei) eine große Tagung der sudetendeutschen Ärzteschaft statt, die sich mit der Frage der Diphtheriebekämpfung beschäftigte. Die Vortragenden wiesen darauf hin, daß die mit großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfenden sudetendeutschen Gemeinden nicht in der Lage sind, die Bekämpfung der seit Jahren mit zunehmender Heftigkeit auftretenden Diphtherie-Seuche aus eigenen Mitteln vorzunehmen. Insbesondere wurde über die geradezu katastrophalen Zustände in den Krankenhäusern der sudetendeutschen Bezirke Klage geführt.

Da die tschechischen Regierungsbehörden auf dieser Tagung trotz wiederholter Einladung nicht vertreten waren, sagte die Ärzteschaft einstimmig einen an die Prager Regierung gerichteten Beschluß, in dem die Bereitstellung der erforderlichen Mittel für die Seuchenbekämpfung gefordert wird.

Hierbei fanden die französischen und englischen Minister einen neuen Beweis ihrer gemeinsamen Auffassungen, die in so glücklicher Weise die Beziehungen zwischen England und Frankreich kennzeichnen.

## Eine vorbereitende (präliminare) Prüfung der Kolonialfrage in allen ihren Ausrichtungen wurde vorgenommen.

Die französischen Minister sprachen von dem bevorstehenden Besuch des Herrn Delbos nach gewissen Ländern Mittel- und Osteuropas. Sie konnten zu ihrer Befriedigung das gemeinsame Interesse der beiden Regierungen an der Aufrechterhaltung friedlicher Zustände in diesem Teile Europas feststellen. Die sich im spanischen Konflikt ergebende Lage sowie allgemeine Mittelmeerfragen wurden erörtert. Man stimmte überein, daß die Politik der Nichteinmischung sich trotz aller Schwierigkeiten voll bewährt habe und daß sie wesentlich dazu beigetragen habe, die internationalen Auswirkungen dieses Konfliktes zu verringern. Es wurde beschlossen, in gleicher Richtung fortzuführen. Die französischen und englischen Minister prüften die fernöstliche Frage, deren Ernst voll erkannt wurde. Sie kamen überein, mit anderen Ländern, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, zum Schutz ihrer Interessen zusammenzuarbeiten und die Verpflichtungen zu erfüllen, die auf Grund internationaler, diesen Teil betreffender Verträge bestünden. Die französischen und englischen Minister überprüften im Geiste gegenseitigen Vertrauens die anderen Fragen der internationalen Politik. Während sie in keiner Weise von ihrer alten Auffassung der internationalen Zusammenarbeit abwichen, so bestätigten sie den Wunsch ihrer Regierungen, mit allen anderen Ländern bei den gemeinsamen Aufgaben der Förderung der internationalen Befriedung auf dem Wege freier und friedlicher Verhandlungen zusammenzuarbeiten.

## Die Londoner Besprechungen abgeschlossen.

London, 30. November. Die französisch-englischen Besprechungen fanden am Dienstagmittag ihren Abschluß. Anschließend begaben sich die französischen Minister als Gäste Georgs VI. zum Buckingham-Palast, der Residenz des Königs. An dem dort stattfindenden Bankett nahmen außer Chaunteps und Delbos auch der französische Botschafter Corbin sowie englischerseits Chamberlain, Eden und Cranborne teil. Insgesamt waren zwölf Gäste geladen.

Ministerpräsident Chaunteps empfing auf der französischen Botschaft in London die Botschafter der Presse und gab ihnen das Kommuniqué über die Besprechungen zwischen den britischen und französischen Ministerpräsidenten und Außenministern bekannt.

### Amtlicher Schlussbericht.

Das Kommuniqué hat folgenden Wortlaut: „Die Herren Chaunteps und Delbos hatten am 29. und 30. November eine Reihe von Unterhaltungen mit dem Premierminister, dem Außenminister und anderen englischen Ministern. Die französischen Minister hörten aus dem Munde des Lord Halifax eine Erklärung über seine jüngsten Besprechungen in Deutschland.“

Sie konnten zu ihrer Zufriedenheit feststellen, daß der Besuch von Lord Halifax, obwohl infolge seines privaten und inoffiziellen Charakters keine sofortigen Ergebnisse von ihm erwartet werden konnten, zur Befestigung von Gründen internationaler Mißverständnisses beigetragen hatte und daß er geeignet war, die Atmosphäre zu verbessern.

Die Probleme Europas in ihrer Gesamtheit und die Ausichten auf Befriedung und Abrüstung wurden überprüft.

**Im Leben des Ignaz Lohorin**  
Roman von Hans Feuer  
(Nachdruck verboten.)

Das Auto hielt an der Ecke der Straße, in der sie wohnte. Ernst stieg aus und half ihr.  
„Sie reichte ihm die Hand und sah ihn an.“  
„Gute Nacht, Ernst!“ sagte sie so leise, daß er es kaum verstand.  
„Gute Nacht!“  
Sie wandte sich schnell um und ging davon. Ernst blickte ihr nach, stieg dann wieder ein und ließ sich in die Stadt zurückfahren.  
Sein Entschluß war gefaßt. Ilse Unger brauchte und wenn er sich fast zwei Jahre lang nicht um sie gekümmert hatte, dann wollte er sich wenigstens jetzt ihrer annehmen.  
Und es wäre gelacht, wenn er, Ernst Lödner, nicht mit den Dingen, unter denen sie litt, fertig würde!

Renate Petersen war Hans Lödner ausgewichen. Als sie nach dem Konzert in die Pension zurückkam, hatte sie sofort ihr Zimmer aufgeschloßen, hatte sich am andern Morgen das Frühstück hineinbringen lassen und war dann, eine Stunde später, leise gegangen.

Sie hatte nicht das Recht, sich in Hans Lödnerns Angelegenheiten zu mischen. Wenn er es für richtig hielt, eine Doppeltröße zu spielen, so ging sie das nichts an.

In dem Augenblick aber, in dem er ihre eigene Person in dieses Spiel zog, war sie berechtigt, nach den Gründen zu forschen. Für irgendein leichtfertiges Spiel war sie sich zu schade.

Sie war es gewöhnt, selbstständig zu handeln und Dinge, die ihr nicht paßten, von sich abzuweisen.  
Hans Lödner hatte ihr absichtlich verschwiegen, daß er Jan Lohorin war, hatte ihr ein Heim genannt und war dann selbst in dieses Heim gezogen, hatte aber gleichzeitig den Gästen verboten, zu verraten, wer er in Wirklichkeit war, hatte ihr eine Eintrittskarte zu seinem Konzert gegeben, um sich auf diese Weise einen billigen Triumph zu verschaffen.

Sie hatte auf den Geiger Lohorin geschimpft — er rächte sich dafür in dieser Form!  
Und wozu das alles? Was veranlaßte ihn, sie in den Mittelpunkt einer Komödie zu stellen?  
Gern hätte sie nur den Zweck des Spiels erkannt, das Hans Lödner inszenierte.

Da bei der Abfahrt in Bremen und bei der Ankunft in Berlin ein anderer als Lohorin begrüßt worden war, mußte dieser andere ja auch da sein. Lohorin wohnte im Hotel Adlon und — in der Pension Vienna.

Jetzt würde sie, sich einmal den Jan Lohorin im Hotel Adlon anschauen, würde

Ja, wie es weiterging, wußte sie selbst noch nicht. Das hing ganz von der Entwicklung der Dinge ab. Jedenfalls war sie entschlossen, sich nicht widerprüchlos von Hans Lödner an der Nase herumführen zu lassen!

Und irgendwie würde sie ihm eine kleine Lektion erteilen.

Sie betrat die Halle des vornehmen Hotels.  
Blickte sich an den Pforten und fragte ihn, ob Herr Lohorin im Hause sei.

„Ja, aber ich glaube nicht, gnädige Frau, daß Herr Lohorin sehr Besuch empfangt... soviel ich unterrichtet bin, ist er gerade im Begriff auszugehen!“

„Dank!“ nickte Renate Petersen und nahm in einem der Sessel Platz.

Sie war sehr neugierig, zu erfahren, ob der Mann, der jetzt das Hotel verließ, der echte Lohorin oder sein Stellvertreter war.

Drei, vier Minuten wartete sie.

Ein Mann kam die Treppe herunter. Im hellbraunen Mantel, den Hus in die Stirn gezogen.

Renate Petersen sah ihn von weitem und erkannte ihn sofort. Es war Hans Lödner!

Nun war er unten, kam den Gang entlang, näherte sich ihr. Mit raschem Entschluß stand sie auf und ging ihm entgegen. Sie hätte in diesem Augenblick nicht sagen können, warum sie es tat... irgendwie glaubte sie, würde ihn ihr plötzliches Auftreten überraschen und in Verlegenheit bringen.

Sie standen sich gegenüber.  
Sahen sich an.

„Guten Tag, Herr Lohorin...“ wollte sie sagen, konnte den Namen aber nicht ganz aussprechen, denn im selben Augenblick merkte sie, daß der Mann, der da vor ihr stand, nicht Hans Lödner war!

Jemand war es, der ihm ähnlich sah.

Der Oppositionsführer Attlee fragte nach der Publikation des Kommuniqués den Ministerpräsidenten Chamberlain, ob die Regierung ihre Verhandlungen mit Frankreich und Deutschland auch auf andere Länder ausdehnen wolle, um mit allen Ländern Europas zu einer allgemeinen Regelung dieser Fragen zu gelangen.

Der Premierminister erwiderte, die Regierung habe allerdings eine allgemeine Regelung ins Auge gefaßt.

Es sei offensichtlich, daß eine solche durch Besprechungen zwischen zwei oder sogar drei Ländern nicht hergestellt werden könne. Bekten Endes sei deshalb in Erwägung zu ziehen, daß andere Länder in die Verhandlungen einbezogen würden. Gleichzeitig aber glaube er, daß man noch nicht weit genug fortgeschritten sei, die Besprechungen so gleich auf andere Länder auszudehnen, obgleich dies vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen könne.

## Aus aller Welt.

\* **Valdur v. Schirach in Damaskus.** Der Jugendführer des Deutschen Reiches startete am Dienstag von Athen aus in einem Sonderflugzeug nach Damaskus. Die vorgezeichnete Zwischenlandung in Rhodos, wo der Gouverneur de Bechi, der Valdur v. Schirach im Vorjahre als Unterrichtsminister in Rom begrüßt hatte, den Jugendführer des Deutschen Reiches empfangen wollte, wurde durch Ueberbrennung des Flugplatzes unmöglich gemacht. So fand lediglich ein herzlicher Telegrammwechsel zwischen de Bechi und Valdur v. Schirach statt.

\* **Die AdR-Schiffe nehmen Kurs auf Neapel.** Die AdR-Schiffe sind auf ihrer zweiten Fahrt um Italien am Dienstag in Palermo eingetroffen und haben nach einem mehrstündigen Aufenthalt, bei dem die deutschen Umlauber unter lebhaften Sympathiebekundungen der Bevölkerung die sizilianische Hafenstadt besichtigten, die Fahrt nach Neapel fortgesetzt.

\* **Ein Einbrecher wird verprügelt.** Am Sonnabendnachmittag wurde in Halle a. d. S. in einem Hause der Veruburger Straße der aus Halle stammende, wegen Diebstahls und Betrugs verschiedentlich vorbestrafte 41 Jahre alte Paul Koch dabei angetroffen, als er mit Nachschlüssel in eine Wohnung einzudringen versuchte. Koch wurde glücklicherweise vom Wohnungsinhaber überrascht und gestellt. Der Einbrecher wurde daraufhin gewalttätig und griff sofort zum Messer. Bevor er damit Unheil anrichten konnte, wurde Koch von dem Wohnungsinhaber zusammen mit anderen hinzukommenden Personen überwältigt und zunächst einmal gehörig verprügelt, bevor er der Polizei übergeben wurde.

\* **Am Amstelstein abgestürzt.** — Eine Nacht hindurch hilflos im Freien gelegen. Aus Greiz wird gemeldet: Auf der Heimfahrt von seiner Arbeitsstätte in Plauen war ein hiesiger Einwohner im Zuge eingeschlagen und erst erwacht, als der Zug den Greizer Bahnhof bereits wieder verlassen hatte. Der Mann stieg dann in Neumühle aus und wollte zu Fuß nach Greiz zurückgehen, und zwar über Amstelstein und Gelsbrücken. Dabei kam er jedoch in der Dunkelheit vom Wege ab und stürzte acht Meter hoch einen Felsen hinab. Mit gebrochenem Bein blieb der Verunglückte liegen. Seine Dienerse blieben ungehört. Außerdem lag er so unglücklich, daß die geringste Bewegung einen weiteren Abstieg gebracht hätte. Erst am nächsten Morgen wurde der Abgestürzte von einem Mädchen geholt, das den Unglücksfall der Gendarmerie meldete, sobald Hilfe gebracht werden konnte. Der Abgestürzte fand Aufnahme im hiesigen Krankenhaus.

\* **Sowjetspanisches Bombenflugzeug auf französischem Boden zerfällt.** Wie Habas aus Toulouse meldet, ist am Montag im Departement Ariège ein spanisch-sowjetisches Bombenflugzeug bei einer Notlandung zerfallen. Die Besatzung bestand aus zwei Mann, von denen der Flugzeugführer schwerverletzt ins Militärkrankenhaus gebracht wurde. Der Begleiter kam mit leichten Verletzungen davon und wird bis zur weiteren zur Verfügung der Polizei gehalten. Das Flugzeug, das mit fünf Maschinengewehren besetzt war, gehörte zu einer Flugbasis an der Quezaca-Front. Aus den Aussagen der Flieger ergibt sich, daß sie nach einem Flug über die nationalen Stellungen bei El Burgo de Etre sich angeblich „im Nebel verirrt“ hatten und infolge Brennstoffmangels notlanden mußten.

„Bitte, gnädige Frau!“ lächelte der Mann, dem Renate Petersen gegenüberstand. Und dies Lächeln machte das Gesicht ihr ganz fremd. Auch die Stimme klang nicht. Sie war etwas heller als die des echten Lohorin.

Oder...  
Sekundenlang schwankte sie. War dieser Mann am Ende der Geiger Lohorin und Hans Lödner...?

„Sie sind ja gar nicht Lohorin!“ sagte sie, die kurze Verlegenheit überwindend.

Ernst Lödner zeigte ein wenig Ueberraschung.  
„Die kommen Sie darauf, gnädige Frau?“  
„Der echte Lohorin wohnt im Heim Vienna. Sie sind kein Strohmann!“

Ernst Lödner hatte es nicht mehr nötig, Ueberraschung vorzutäuschen. „Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau!“ sagte er und überlegte blücheln.

Er hatte nie zuvor davon gehört, daß Hans eine weibliche Bekanntschaft machte, die sich näher für seine Person interessierte. Diese junge hübsche Dame aber schien den Bruder sehr genau zu kennen. Sonst hätte sie nicht in so bestimmtem Ton sprechen können.

Unangenehm war die Situation auf jeden Fall. Jetzt brauchte nur ein besonders Hellhöriger in der Nähe zu sein — und der Skandal war da.

Was konnte diese Dame für ein Interesse daran haben, der Geschichte auf den Grund zu gehen?

„Ich habe es Ihnen doch ganz deutlich gesagt!“ erklärte Renate Petersen, die selbst nicht wußte, was sie mit diesem Vorstoß beabsichtigte. „Sie sind nicht der Geiger Lohorin, sondern irgendein anderer, der seine Rolle spielt!“

Ernst Lödner armete auf. Sie wußte nicht einmal, daß er der Bruder war, also konnte die Fählung zu Hans nicht allzu eng sein. Frechheit liegt!

Er lächelte lebenswürdig.  
„Verzeihung, gnädige Frau, darf ich einmal fragen, aus welchem Grund Sie mir nachspüren?“

Renate Petersen wurde buchstäblich blaß. Plötzlich kam ihr das Unsinnsige ihrer Handlungsweise zum Bewußtsein. Warum wirklich? Was wollte sie von diesem falschen Lohorin? Was wollte sie von dem echten? Was hatte sie für eine Veranlassung, sich in diese Sache zu mischen, die sie im Grunde nichts anging? Konnte Hans Lödner nicht tun und lassen, was er wollte? Konnte er nicht, wenn es ihm paßte, der Welt eine Komödie vorspielen? Sie trat einen Schritt zurück.

(Fortsetzung folgt.)









Der hartherzige Bauer

Ein Volksmärchen aus dem östlichen Grenzland  
Nach erzählt von Bruno Gierke

Der Bauer lebte einmal ein Bauer, der sehr  
geizig und hartherzig war. Er hatte einen alten  
Knecht, der ihm das ganze Leben lang brav und red-  
lich gedient hatte. Da nun aber der Knecht gebrech-  
lich geworden war, wäre ihn der Bauer gern los-  
geworden, denn er gönnte dem Alten nicht das Gna-  
denbrot. Um ihn auf gute Art loszuwerden, ver-  
langte er von ihm die unmöglichsten Arbeiten, indem  
er dabei im Stillen hoffte, der Alte werde sich schon  
von selber auf den Weg machen.

Eines Tages gab er dem Alten den Befehl, er  
solle das große Scheunenschaf, in dem 12 Fuder Erbsen  
lagen, bis Heiterabend ausgedroschen haben. Der alte  
Knecht, der wohl wusste, daß es unmöglich sei, diese  
Arbeit in der angegebenen Zeit zu verrichten, machte  
sich trotzdem ohne jedes Wort des Widerspruchs ans  
Werk. In der Vesperpause hing er auf die Dorfstraße  
und hielt nach jemandem Ausschau, der ihm bei der  
Arbeit helfen könnte. Da kam ein fremder Wanders-  
mann des Weges, der sich ohne langes Hören dazu  
erbot, dem Alten zu helfen. Der alte Knecht war hoch-  
erfreut, als er den Fremden so hink und geschickt  
arbeiten sah. Der Esel des Unbekannten hegte sich  
von Augenblick zu Augenblick, so daß bis Mittag die  
ganze Scheune leergefroschen war.

Der Bauer, der inzwischen auf die Tenne ge-  
treten war, wollte schier seinen Augen nicht trauen,  
als er die zwölf Fuder Erbsen ausgedroschen und ge-  
reimt vorfand. Gleichzeitig aber dachte er bei sich:  
„Ei, dieser Kerl ist fünfzehn andere wert; den will  
ich mir als Knecht dienstbar machen!“

Er fragte also den Fremden, ob er nicht Lust  
habe, bei ihm in Dienst zu treten. Ohne langes Be-  
sinnen sagte der Fremde zu, meinte aber, er müsse  
erst noch in das Nachbarort gehen, um seine Sachen  
aus dem Wirtshaus abzuholen. Der Bauer, der sich  
bei dem neuen Knechte von der guten Seite zeigen  
wollte, sagte ihm, er solle sich als Lohn für seine  
Hilfsleistung soviel Erbsen mitnehmen, als er immer  
tragen könne. Das ließ sich der Unbekannte nicht zwei-  
mal sagen. Er holte ein großes Faß aus der Tasche,  
schaufelte den ganzen Ausdruß hinein und machte  
sich damit auf den Weg. Der verdutzte Bauer konnte  
vor Schreck und Überraschung kein Wort heraus-  
bringen; denn jener trug die Last, die doch kaum vier  
Wespanne fortzuschaffen konnten, wie ein federleichtes  
Bündel auf den Schultern. Sein vorzügliches Wort reute  
ihn schon, und ermpört rief er jenem nach: „Halt,  
Freund, so haben wir nicht gewettet!“ Aber jener  
wandte sich nicht einmal um, sondern ging unbeküm-  
mert seines Weges.

Da kannte der Jörn, des Bauern keine Grenzen  
mehr. Und da er sich keinen anderen Rat wußte, so  
ließ er seinen großen Esel aus dem Stall, der wegen  
seiner Gefährlichkeit niemals losgebunden wurde. Um  
das wollende Tier seinen Fremdling erpäßt hatte,  
ließ es ein heiseres Gebrüll aus und stürzte mit ge-  
stemmter Haut auf den Fremden zu. Der aber ließ  
ein höhnisches Gelächter hören, packte den starken Esel  
beim Schwanz und entschwand mit ihm und den Erbsen  
hoch in den Lüften.

Jetzt erst dämmerte dem Bauern die Ahnung, wer  
dieser unheimliche Fremdling gewesen war. Der Teufel  
selbst war es gewesen, wie er an dem Schwefelgestalt  
feststellen konnte, der noch immer in der Scheune lag.

Dieses Geschehnis hat sich der Bauer zur Lehre  
genommen. Von Tag an ist er nie mehr hartherzig  
und geizig gegen fremde Not gewesen. Und er hat  
seinem alten Knecht das Gnadendrot in seinem Hause  
gegnüht und hat ihn nie wieder mit einer unmöglichen  
Arbeit gequält.

„Lediger Verwalter gesucht“

„Lediger Verwalter gesucht“. Wie oft liest  
man eine solche Anzeige in dieser oder jener Zeitung!  
Es ist dabei auffällig, daß nicht etwa Kleinbetriebe,  
sondern gerade die landwirtschaftlichen Großbetriebe  
unter dieser Bedingung Beamte suchen. So ist festge-  
stellt worden, daß z. B. in Ostpreußen fast alle Be-  
triebe über 1000 Morgen in ihrem Stellenangebot  
die Klausel „ledig“ unterbringen. Ähnlich war das  
Verhältnis in Pommern, während die bayerischen  
Bauern mit Betriebsgrößen von 150 bis 300 Morgen  
schon verheiratete Angestellte leisten können. Diese  
haltung des Großgrundbesitzes ist nicht nur für den  
Betrieb selbst ungünstig, der durch den ewigen Stel-  
lungswechsel lediger Beamter niemals über eingear-  
beitete und feste Arbeitskräfte verfügen kann; sie  
ist auch eine Gefahr für die Bevölkerungsentwicklung  
in jenen menschenleeren Agrarprovinzen, die dem Druck  
fremden Volkstums standhalten haben. Auch der  
Landarbeitermangel erfordert mehr denn je die Fa-  
miliengründung und Vermehrung der Kinderzahl auf  
dem Lande. Die Gutsherren brauchen keine Städler  
für die Erntearbeit heranzuziehen, wenn ihnen in  
großer Zahl geeigneter Nachwuchs aus den Kreisen ihrer  
Beamten- und Arbeiterfamilien zuwächst. Die Eheför-  
derung auf dem Lande ist deshalb nicht nur eine soziale,  
sondern im gleichen Maße eine wirtschaftliche und poli-  
tische Notwendigkeit.

Die Erklärung

In einer Gesellschaft, in der auch Immanuel Kant,  
der große Königsberger Philosoph zugegen war, wurde  
die Frage aufgeworfen, warum wohl das weibliche  
Geschlecht nicht mit einem Bart ausgestattet sei.  
„Darin können Sie mit Leichtigkeit die Vernunft  
der göttlichen Schöpfung erkennen“, sagte Kant.  
Und auf die fragenden Blicke der Zuhörer fuhr  
er fort:  
„Wer in aller Welt sollte die Frauen rosten?  
Sie können ja keinen Augenblick den Mund halten.“ R. S.

Geschichten aus aller Welt

Ein schwieriges Problem

Ein ungewöhnlicher Fall, ein juristisches Prob-  
lem, beschäftigt gegenwärtig die Budapester Behörden.  
Erschien da bei einem Budapester Bezirksamt der Elek-  
trotechniker Johann K. mit seiner Braut, um anzu-  
melden, daß er seine Braut nunmehr heiraten wolle.  
Gleichzeitig zeigte der junge Mann an, daß er und  
seine Braut aus Siebenbürgen stammten, das sie schon  
vor Jahren auf Anweisung der rumänischen Polizei  
hätten verlassen müssen. Da es ihnen so schlecht ging,  
daß sie auch nicht einen Heller für die Amtsgebühren  
einer Trauung hätten zahlen können, so hätten sie  
auf eine standesamtliche Trauung verzichtet. Nun aber,  
wo es ihnen etwas besser gehe, wollten sie doch schon  
ihrer beiden Kinder wegen ihre Ehe gesetzlich bestätig-  
ten lassen. Als nun der Standesbeamte nach den Pa-  
pieren fragte, stellte es sich heraus, daß die nötigen  
Dokumente erst beschafft werden mußten. Sowohl der  
junge Ehemann, als auch seine Frau, die sich erst in  
Budapest kennengelernt hatten und durch die Gemein-  
samkeit ihres Schicksals der Ausweisung aus Rumänien  
einander nähergekommen waren, leiteten nun die nöti-  
gen Schritte ein, um die erforderlichen Papiere zu be-  
schaffen.

Bald darauf traf bei den beiden jungen Leuten  
ein Bescheid ein, der sie aufs tiefste erschütterte. Die  
Nachforschungen der Behörden hatten nämlich ergeben,  
daß die beiden in Wirklichkeit Geschwister waren.  
Ihre Mutter hatte sie damals in der Zeit der Kriegs-  
wirren bei verschiedenen Familien in Pflege gegeben  
und war dann selbst bald darauf gestorben. Damit ist  
natürlich die Tatsache einer gesetzlich verbotenen Ehe-  
schließung gegeben, andererseits aber können die beiden  
nicht bestraft werden, weil sie ja in der Tat keine  
Ahnung gehabt hatten, daß sie ein- und dieselbe Mutter  
hätten.

Nunmehr zerbrechen sich die Juristen den Kopf,  
wie dieser Fall gelöst werden kann und vor allem, ob  
die Behörden das Recht haben, jetzt nachträglich diese  
Ehe zu bestätigen.

Sich selbst zur Einsamkeit verurteilt

Vor zwanzig Jahren war Andrée Kouzgerate eine  
berühmte Schönheit im blühenden Alter von 17 Jahren.  
Sie verliebte sich eines Tages in einen jungen neuen  
Mann. Das Paar paßte ausgezeichnet zusammen. Aber  
die Eltern des jungen Mannes waren mit dieser Ver-  
bindung nicht einverstanden. Der Vater hatte auf sei-  
nen Sprößling einen so großen Einfluß, daß dieser  
eines Tages die Heimat verließ und ins Ausland ging.  
Andrée verfiel in Melancholie, zog sich in ihr Zimmer  
zurück, ließ die Fensterläden verschließen und hat seit  
jenem Tage das Zimmer nicht mehr verlassen. Seit  
zwanzig Jahren trauert sie so ihrem Geliebten nach.  
Der Vater, ein reicher Getreidehändler, starb aus Num-  
mer über den Starrsinn seiner Tochter. Die Mutter  
erklärte sich bereit, der Tochter Tag für Tag ein  
wenig Nahrung zu bringen. Nun aber, nachdem auch  
die Mutter gestorben ist, haben sich die Anverwandten  
entschlossen, die jetzt 37 Jahre alte Andrée aus ihrem  
Zimmer gewaltsam herauszuholen und in eine Irren-  
anstalt überführen zu lassen. Man hofft, daß sie unter  
Behandlung der Ärzte wenigstens heute vergessen  
lernt, da zwanzig Jahre ausreichen sollten, auch jede  
Herzenswunde zu schließen.

Das „Dorfschneiderlein“

„Dorfschneiderlein“. In der Stadt hat man nicht immer eine  
gute Meinung von dem Können des Handwerkes draußen  
in der Provinz. Wenn man z. B. vom Dorfschneider  
spricht, so stellt man sich dessen Arbeit so vor, daß er  
allenfalls Knöpfe annähen, Hosen stiften oder eine  
derbe Zoppe stiften kann. Daß er aber auch einen  
guten Anzug schneiden kann und dabei oftmals neue  
und gute Ideen entwickeln könnte, daran denkt man  
nur selten. Es ist inzwischen schon viel getan worden,  
um dieses Urteil umzuwälzen und das leistungsfähige  
Dorfschneiderlein auch in den Städten gebührend zu achten.  
In dieser Entlohnung haben die Leistungswettbewerbe  
und Modeschauen beigetragen, die vom deutschen Schnei-  
derhandwerk in vielen Gauen durchgeführt worden sind.  
Vesslung überzeugt und begründet den guten Ruf. Hier  
haben auch die Dorfschneider den Städtern ihr Können  
zeigen dürfen, und sie haben wahrhaftig nicht schlecht  
dabei abgeschnitten. So hat erst jetzt wieder ein kleines  
„Dorfschneiderlein“ aus dem Junktur auf der Herbst-  
modetagung in München sich einen Preis für Sport-  
kleidung holen können. Dieses Ergebnis ist ein treff-  
ender Beweis dafür, daß auch im Stübchen des Dorfs-  
schneiders originale praktische Ideen ihren Ursprung  
haben. Heute um so mehr, da die ausgefallenen For-  
men der mondänen Eleganz bei uns nicht mehr als  
echte Modeschöpfung angesprochen werden können.

Der Maler Menzel

Der ungalante Menzel

Der Maler Menzel konnte manchmal sehr un-  
galant sein und stand deshalb im Ruf eines heftigen  
Weiberfeindes. Eine besondere Abneigung aber hatte  
er gegen ältere Frauen, die sich auf jung zurechneten,  
und er veräußerte es nie, sie keine Gefühle merken zu  
lassen.

Eines Tages kam eine Varietätstänzerin zu ihm  
und fragte, ob er sie porträtieren wolle.

Menzel unterzog ihren Kopf einer flüchtigen Be-  
sichtigung und meinte dann:

„Ich bedaure, aber ich male nichts mehr aus der  
Zeit Friedrichs des Großen.“ R. S.

Die Antwort

Der Maler Menzel wurde einmal von einem Ber-  
liner Kunsthändler gefragt, ob es wahr sei, daß er  
mit der linken Hand ebenso sicher arbeite wie mit der  
rechten.

Der Affe als Streckenwärter

An einem Bahnübergang bei Port Elisabeth in  
Südafrika befindet sich eine schöne Steintafel, auf der  
in wohlgeordneten Worten eines Affens gedacht wird,  
der vor vielen Jahren als Streckenwärter tätig war.  
Der Schrankenwärter John Giffson hatte bei einem  
Unfall beide Beine verloren. Er konnte zwar später  
noch auf Krücken sein Amt versehen und die Barriere  
auf- und niederlassen. Doch als er eines Tages von  
einem erkrankten Jesuarianisten einen großen Pavian  
erwerben konnte, dressierte er das Tier im Laufe  
weniger Wochen so, daß der Affe beim Herannahen  
eines Zuges und beim Erdbren gewisser Zeichen auto-  
matisch die Schranke schloß. Sogar die Signale konnte  
der Affe Jack zum Schluß richtig ziehen, je nachdem  
sein Herr dreimal oder viermal pfiß. Selbst im Garten  
arbeitete Jack mit. Er bediente hier die Pumpe und  
war bei dieser Arbeit so fleißig, daß er das Pumpen  
erst aufgab, wenn er vor Erschöpfung nicht mehr  
konnte. Neun Jahre erfüllte Jack seine „Beamtenpflicht“  
vorbildlich.

Ernst Lehmann mit dem Führerschein

Paris kann sich rühmen, den kleinsten Autofahrer  
der Welt mit einem Führerschein ausgerüstet zu haben.  
Dieser kleinste Automobilist heißt Ernst Lehmann und  
ist genau 1,05 groß und wiegt etwa 60 Pfund. Wenn  
man dann und wann auf den Champs Elyées ein ganz  
kleines Auto daherfahren sieht, dann erwarten die  
Passanten, daß sich der nächste Verkehrspolizist auf jenen  
Knaben stürzt, der da mit einem Bergauto mitten im  
Pariser Verkehr herumjagt. Aber die Polizeibeamten  
von Paris kennen den kleinen Ernst in seinem „Baby-  
Wagen“ und sorgen dafür, daß er schnell vorwärts-  
kommt. Allerdings wurde sein Führerschein mit einer  
besonderen Anmerkung versehen. Danach darf Ernst  
nicht jeden Wagen fahren, sondern nur solche Autos,  
bei denen sowohl die Pedalen als auch alle anderen  
Einrichtungen für seine Größe hergerichtet worden sind.

Heute ist Ernst Lehmann, der von normalen  
Eltern stammt, ein sehr erfolgreicher Geschäftsvor-  
nehmer, der mit eiserner Hartnäckigkeit seinen Führerschein  
bei der Pariser Polizei durchsetzte, als er sich ent-  
schlossen hatte, nicht mehr auf der Varietät-Bühne zu  
arbeiten, sondern in den „Handel“ zu gehen.

James Burns hielt die Treue . . .

Vor einiger Zeit ist die „Schlafende Schönheit“ von  
Chikago, Patricia Maguire, in Chikago gestorben, nach-  
dem sie 5 Jahre und 7 Monate ohne Unterbrechung  
schlieft. Man hat viel von Patricia gesprochen und ge-  
schrieben. Aber man hat in diesem Zusammenhang  
einen vergessen, der jener schlafenden Frau die Treue  
hielt. Es handelt sich um den Jewelershändler James  
Burns, der mit Patricia im Jahre 1932 verlobt war.  
Seit damals rief er jeden Tag in der Wohnung seiner  
Braut an, um sich zu erkundigen, wie es Patricia gehe.  
Zweimal in der Woche kam er sie besuchen. Aber sie  
erkannte ihn nie. Er war übrigens der erste, der auf  
den krankhaften Zustand bei Patricia aufmerksam  
wurde. Wenn er sie nämlich in seinem Auto nach  
Hause fuhr, dann schlief sie neben ihm auf dem Sitz  
mitten im Gespräch plötzlich ein. Und aus diesen  
Schlafanfällen entwickelte sich nach jener jahrelange  
Todeschlaf, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte.

Menzel schaute den Mann, der einen stark jüdischen  
Einschlag hatte, etwas spöttisch an und erwiderte:  
„Na und? Ist denn das so etwas Besonderes?  
Sie reden ja auch mit der linken Hand genau so deut-  
lich wie mit der rechten.“ R. S.

Menzel beklagt sich

Der alte Menzel hatte eines Abends in einem  
Berliner Restaurant ein mächtiges Beefsteak, ein  
Gibbetein mit Soufflé und als Nachspeise eine große  
Käseplatte verzehrt.

Ein Herr, der an seinem Tische saß, sah ihm be-  
friedigt zu und meinte schließlich:

„Es freut mich, Excellenz, Sie wohl auf zu  
sehen.“

„Ich bin auch ganz zufrieden“, antwortete Menzel,  
„nur mit dem Appetit geht es nicht mehr so recht.“

Wenn man verliebt ist . . .

Gefährlich

„Gefährlich. Sie, daß ich Ihnen meinen Arm an-  
biete, gnädiges Fräulein?“

„Danke! Ich habe heute abend schon drei Herren  
den Arm abgeschlagen!“

„Sie kennen mich knapp vierzig Stunden  
und schon halten Sie um meine Hand an?“

„Rein, gnädiges Fräulein, ich kenne Sie schon  
sehr lange. Ich bin Buchhalter bei der Zentralbank  
und führe dort Ihr Konto.“

Nach dem ersten Kuß sagte er sie zart am Kinn  
und fragte: „Küssen soll ungesund sein — was meinst  
du?“

„Ich weiß nicht“, stammelte sie, „ich habe . . . ich  
bin nie —“

„Wie geküßt worden?“

„Rein, nie krank gewesen . . .“

Braut: „Heinrich, ich habe alles mit Papa be-  
sprochen, er will die Hälfte unseres Unterhaltes be-  
zahlen.“

Bräutigam: „Großartig, dann fehlt uns nur noch  
jemand für die andere Hälfte.“

„Ach, Fräulein Wally, was müßte ich Ihnen geben,  
um einen einsigen Kuß von Ihnen zu erlangen?“

„Ein Betäubungsmittel!“





# Hein Hansens Gang in die See

Von Erich Trebor

Hein Hansen war Krabbenfischer in Büsum. Jeder Fischer der Nordsee küste kannte seinen „Wellworm“, der mit seinem starken Motor alle anderen Boote schlug, wenn es morgens zu den Fangplätzen und abends zum Helmathafen ging. Alle Büsumer hatten ihn gern, denn Hein Hansen war ein lustiger, frischer Gesell, der, wenn auch die Krabbenfischerei keine Reichtümer einbrachte, immer zufrieden war. Und wenn nicht alles trugte, würde bald eine kleine Frau Hansen seinen Weg durchs Leben teilen, denn es galt als ausgemacht, daß Stine Boyens die Auserwählte war. Wenn man den Hein fragte, wann er denn nun betrauen würde, meinte er lachend: „Bartet bis der Nordwest bis zur Deichkrone schlägt!“ Das hieß wohl: Bartet bis zum Herbst. Und so lange wollten die Büsumer gerne ausbarren. Das Leben des Fischers Hansen ging weiter seinen geruhigen Gang. Er fuhr mit dem „Wellworm“ dreimal in der Woche hinaus auf die See und kam ebensooft mit mehr oder weniger großer Beute wieder heim. Am Sonntagabend sah man ihn dann eifrig mit der ranke Stine das Tanzbein schwingen.

Das blieb so, bis an einem Vorsonnertag Ilse Kesten am Hafen erschien. Im Sommer, wenn den Büsumer Strand die Badegäste bevölkerten, nahmen die Krabbenfischer oft Kurzgäste mit, die einmal einen Krabbenfang „erleben“ wollten, und die Fischer sahen die Einnahme ganz gerne. Der „Wellworm“ lag fahrfertig im Hafen, da stand Ilse Kesten, die verwöhnte Tochter eines Fabrikdirektors, neben ihm. „Hallo, Fischer!“ Hein Hansen, der den Schwermotor nachgegeben hatte, lugte aus dem Maschinenraum. „Sie wünschen, mein Fräulein?“ „Ich möchte mit Ihnen zum Fang hinausfahren.“ Hein Hansen sah zum Himmel, dann schüttelte er bedauernd den Kopf: „Geute nicht, es gibt Sturm!“

Ilse Kesten klappte ärgerlich mit dem Fuß auf. „Gerade darum möchte ich mit!“ „Dann nehme ich Sie auf Ihre eigene Verantwortung mit!“ Hein Hansen kam aus dem Maschinenraum und half Ilse Kesten an Bord. Ilse stellte mit Genugtuung fest, daß dieser Fischer durchaus gut ausah und sehr höflich sein konnte.

Die Fahrt wurde bald sehr ungemütlich, und Hein Hansen bereute, einen Fahrgast mitgenommen zu haben. Ilse sah blaß neben dem Steuer und kämpfte tapfer gegen das nachende Unheil. Der Wind wurde immer größer, die Fischer drehten ab und beschloßen, nach Büsum zurückzufahren. In diesem Augenblick setzte der Motor des „Wellworm“ aus. Das fehlte gerade noch! Mit einem blassen Seemannsfluch übergab Hein Hansen das Ruder dem Bootsmann und stieg in den Motorraum. Er untersuchte die Maschine, fand aber zunächst den Fehler nicht, da tauchte ein blaßes Mädchen Gesicht an der Luke auf. „Kann ich Ihnen helfen? Ich verstehe etwas von Motoren.“ „Ja auch!“ kam es wenig freundlich von unten. Ilse Kesten sah, wie Hein sachverständig den Motor prüfte und staunte über seine Fachkenntnisse.

Nach fünf Minuten sprang der Motor an. Es war aber auch höchste Zeit, denn der Bootsmann konnte das Schiff kaum noch gegen den Sturm halten. In einer Stunde war der Hafen erreicht.

Tag für Tag besuchte Ilse Kesten den „Wellworm“, fast an jeder Fangfahrt nahm sie teil. Hein freute sich, wenn das frische Mädchen Gesicht auftauchte, und auch Ilse gefiel der lustige Krabbenfischer, der immer ein Scherzwort auf den Lippen hatte. An einem warmen Abend saßen sie beide an Deck. Ein leichter Westwind kam über das Wasser und belebte den Windständer am Mast zu lustigem Klattern. „Sagen Sie mal, Hein, Sie haben doch Motorkenntnisse, haben Sie schon in Werken gearbeitet?“ — „Ich war einige Jahre auf der Eiderwerft, dann übernahm ich das Boot meines Vaters!“ — „Hätten Sie nicht Lust, in einem großen Werk zu arbeiten. Sie sind tüchtig, haben Kenntnisse im Motorenbau. Solche Männer werden gesucht. Vielleicht haben Sie Aussichten, einmal vorwärts zu kommen, bekannt zu werden.“ — „Ich soll in die Stadt? Fort von meiner See?“ — „Auch bei uns gibt es Seen, wenn sie auch nicht so groß sind. Denken Sie an Ihre Zukunft. Ich werde mit Papa sprechen, er wird Sie

# Die Brandnacht

Der Kaiser stürzt vor und reißt mit hartem Griff den Vorhang zu Boden.

Ein gleichender Feuerschein flammt durch die Fenster den beiden Männern entgegen und taucht das Zimmer, dessen Licht Reville gelöscht hat, in rötliche Dämmerung. Die Stadt scheint, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, die Glieder zu rufen, sie öffnet ihren furchtbaren Rachen und brüllt — brüllt — brüllt! In den Fenstern spiegelt sich der Schein des gewaltigen Feuers wider, dieser Qualm zieht durch die Straßen, Staub und Rauch wirbeln hoch auf über die Dächer und nehmen die Sicht. Moskau brennt!

Schreiend rennen die wenigen, die geblieben sind, durch die Straßen. Viele von ihnen halten brennende Fackeln und Peckhölzer in den Händen, stürzen ins dunkle Innere noch unversehrter Häuser und lauten wieder hinaus, weiter, von Straße zu Straße. Die Gebäude, in denen sie geweilt sind, bleiben nicht lange mehr dunkel und still. Heurig trifft sich die Lohse durch das Dachgebälk und schlägt hoch. Krachend sinken die Kuppeln und Türme der Paläste in den Staub, und verfohlte Balken splintern auf die Steine der Straßen. Aus den niedrigen Fenstern eines Kellers knallen einige Schiffe, blutend sinken die Fenster auf die Straße und das Wasser zum Böschchen verdrängt zwischen den Fugen der runden Straßenselne.

Der Kaiser starrt wortlos auf dieses Schauspiel. „Ausland opfert einen Schatz, um mich zu vernichten! Der Feuerschein Moskaus wird uns auf dem Heimweg leuchten müssen. Was hier in Asche sinkt, ist nicht nur Moskau, sondern alles, was wir erobert haben!“

„Sire —“, Reville ist keiner Worte mehr mächtig. Der Kaiser fährt herum und fragt leise: „Ist der Schlitten bereit?“

„Ja, Sire, der Schlitten ist bereit!“

Wenig später fährt ein Schlitten den Korfen in die russische Nacht hinein. Fern im Osten bleibt noch nachtlelang ein blutroter Schein am Himmel: Das brennende Moskau, Napoleons verlorenes Werk. H. Weber.

Wie ein Untier, das mit giftigen Krallen und ungebärdiger Kraft seine Beute umfängt, ist die Nacht her eingebrochen. Aber die große Stadt schläft nicht. Die wenigen, die auch der Siegeszug des großen Korfen nicht aus ihren alten Wohnstätten hat vertreiben können, sind bereit. Wenn irgendwo einmal eine Tür klappt, hastig geöffnet und wieder zugeworfen wird, dann dringt ein schwacher Lichtschein auf die Straße, der ahnen läßt, daß sie tief im Innern der Häuser, in den Kellern und in den Gewölbten sitzen und sprechen. Aber blühschnel werden die Lichter gelöscht, wenn draußen der feste Schritt der Hüftkure oder die klappernden Hufe der reitenden Garde durch die stillen Straßen hallen.

Einzig in den vielen Gebäuden des Arcenl steht hier und da in den Fenstern ein Lichtschein. Dort ist das Quartier des Kaisers der Franzosen, der nicht gerührt hat, das Ziel seiner Wünsche, Moskau, zu erreichen. Mit biden, famienen Vorhängen sind die hohen Fenster des prunkvollen Gemaches verhängt, in dem Napoleon am goldverzierten Tisch sitzt und sich berichten läßt.

„Nicht nur das Schicksal Ihrer ruhmreichen Armee, sondern Ihr gewaltiges, mit Blut und Opfern geschaffenes Reich steht auf dem Spiel. Die Absicht, das teuflische Vorhaben der Russen ist klar zu durchschauen. Sie wollen uns ins Innere dieses unermesslichen Landes locken, sie wollen uns von jeder Zufuhr und Verbindung mit der Heimat, mit Europa, abschneiden. Vergeblich wir so ist unser Untergang nur eine Frage der Zeit!“

Der Kaiser erhebt sich und geht mit schweren Schritten an ein Fenster, zieht den Vorhang zur Seite und blickt schweigend auf das Ungeheuer Moskau, das sich finster und unheimlich vor seinen Augen breitet. Welche Opfer hat es schon gefordert, und wieviel Blut ist schon geflossen. Um Herr dieses finsternen und unheilbrütenden Steinloftes zu werden!

„Man soll einen Schlitten mit kräftigen Pferden für mich bereitstellen, Reville!“ Blutrot wird plötzlich ein Schein jenseits der Vorhänge sichtbar. Reville ist an der Tür stehen geblieben und zeigt entsetzt auf die Fenster

unterbringen.“ — „Ich glaube nicht, daß ich in die Großstadt passe!“ Wie unabsichtlich legte Ilse Kesten ihre Hand auf die weitergebräunte Rechte Hein Hansens: „Wir würden uns hin und wieder sehen können, um von dem Krabbenfang bei Büsum zu plaudern.“

Noch lange sah Hein Hansen auf dem „Wellworm“, als Ilse gegangen war, und starrte in das Dunkel der Nacht. Ob das Mädel recht hatte? Wochen vergingen. An einem Sonntag übergab Hein den „Wellworm“ seinem Bruder Klaus: „Lege deinen alten Kasten an Land und fahre mit dem „Wellworm“, und dann gib“ — Hein machte eine Pause — „diesen Brief der Stine, ich kann nicht mit ihr sprechen, sie würde mich auch nicht verstehen.“ Hein Hansen lebte in der Großstadt. Die Arbeit fiel ihm leicht, die Vorgesetzten waren mit ihm zufrieden, und doch fehlte ihm etwas: Die See und nochmals die See. Ilse Kesten sah er mehrmals auf dem Hof, sie begrüßte ihn freundlich, aber es war doch nicht so wie in Büsum. Es fiel kein persönliches Wort. „An einem Sonntagsabend stand sie plözlich in der Werkstatt neben ihm: „Hein Hansen, haben Sie morgen Zeit, ich habe eine Segelacht, würden Sie sie steuern?“ — „Gern!“ Hein Hansen strahlte. Endlich wieder einmal Schiffspianen unter den Füßen, und wenn es auch nur auf einem dieser „Seen“ des Binnenlandes war!

Der Sonntag kam. Die „Else“ war ein herrliches Boot. Hein war ganz in seinem Element. Er hatte Ilse herzlich begrüßt und wollte eben die Leinen loswerfen. „Warten Sie bitte noch einen Augenblick, es kommt noch jemand!“ bat Ilse Kesten. Hein Hansen sah erschaut auf. Ein Sportwagen kam dicht ans Ufer heran, ein junger Mann sprang mit einem Satz heraus. „Guten Tag, Ilse!“ Ilse Kesten stellte vor: „Hein Hansen, der beste Seemann von Büsum, ich erzähle dir ja schon, wie er uns aus dem Sturm gerettet hat. Doktor Neumann, mein Verlobter!“ Hein

Hansen gab dem anderen die Hand. Verlobter? Er galt hier als Lebensretter, und er hatte sich eingebildet — Hein Hansen warf die Leinen los und ging ans Ufer. Er war nur noch Seemann. Es wurde eine wundervolle Fahrt. Der Büsumer zog alle Register seiner Fahrkunst. Am Abend sah man noch bei einer Flasche Wein zusammen, als man sich verabschiedete, hatte Dr. Neumann einen Mann kennengelernt, der ihm viel Achtung einflößt hatte. Vierzehn Tage später klopfte es in Büsum an der Tür eines Fischerhauses. Klaus Hansen öffnete: „Du, Hein?“ Hein Hansen winkte ab: „Bitte keine Aufregung. Ich bleibe hier!“ — „Und deine Stellung?“ — „Aufgeben!“ Hein setzte sich an den großen Eschenschiff. „Klaus, ein Seemann paßt nicht in die Steinwüste, er soll auf seinem Wasser bleiben!“ Am nächsten Morgen ging Hein Hansen wieder an Bord des „Wellworm“. Die Fischer grüßten ihn freundlich wie einen wiedergefundenen Sohn. Auf Erklärungen ließ sich Hein nicht ein, und es ist auch nicht die Art der Fischer, viel zu fragen. Hein Hansen war eben wieder da, und das war gut so.

An einem stillen Abend sah Hein mit Stine am Hafen. „Stine, ein Fischer soll da bleiben, wo seine Heimat ist, auf seinem Boot, auf seinem Meer, auf diesem herrlichen, weiten Meer. Hier kann ich am besten leben!“ — „Stine, Sterne leuchteten auf, weit weit im Westen verschwand ein Dampfer, dort wo der Himmel das Wasser kühte. Hein zog die Stine an sich: „Ich gehe nie, nie wieder fort von hier! Stine, willst du bei mir bleiben, trotz allem, was vorgefallen ist?“ Stine Boyens sah Hein Hansen an, und in ihrem strahlenden Blick las er die bejahende Antwort.

## Familiäres von-Bedeutung Verfündet man stets durch die Zeitung!

mein Sinn steht nach Höherem! Ich will zur Bühne, zum Film, ich will die Leiter bis zur obersten Sprosse emporklimmen.“

Mutter: „Das ist recht. Hol' mal gleich die Leiter und nimm die Gardinen ab!“

Döskopp sucht seinen Hut eine halbe Stunde lang vergeblich im Restaurant. Er bittet Schlammeier um Hilfe. „Du, Idiot!“, großt der, „du hast doch das Ding auf dem Kopf!“

„Stieh mal an“, staunt Döskopp, „gut, daß du es mir sagst! Ich wäre sonst tatsächlich ohne Hut nach Hause gegangen!“

### Begreiflicher Wunsch.

Karlchen (der eben eine Tracht Prügel bekommen hatte, weil ihn die Mutter bei einer Lüge ertappte): „Ach, ich wollte, ich wäre ein Neger!“

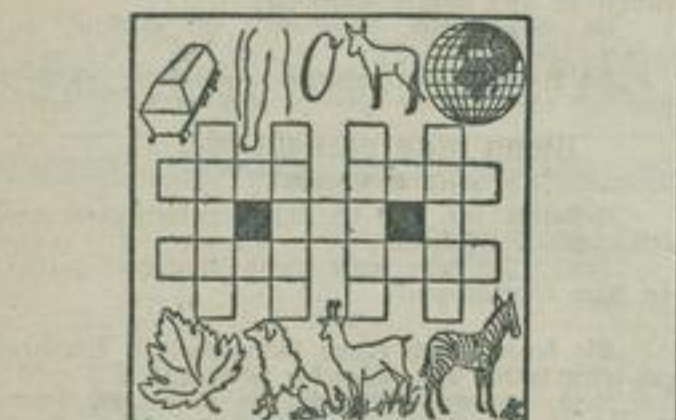
Hänschen: „Warum?“  
Karlchen: „Dann könnte die Mutter nicht sehen, wenn ich rot werde.“

### Ausgleich.

„Hör mal, Pief, der junge Mann, der dir da jetzt den Hof macht, der gefällt mir aber gar nicht.“  
„Das macht nichts, Papa, du gefällst ihm auch nicht.“

### Was ist ein Kurfürst wert?

Einzig in seiner Art ist ein Kopfstückerbitt des Großen Kurfürsten, worin sich dieser selbst mit tausend Talern, eine Waschfrau und einen Vogelfänger mit je einem Taler, sowie den Gehilfen eines Kunstpfisters und den Hentersknecht mit nur je achtzehn Groschen eingeschätzt hat. Der Kunstpfister mag ja sehr darüber erfreut gewesen sein, mit dem Hentler auf eine Stufe gestellt zu werden. Besondere Originalität verkörpert ferner ein seltener Nachdruck der Thesen Luthers, wobei sich der Drucker ununterbrochen erzählt und auf diese Art schließlich statt 95 nur 87 herausgebracht hat.



Illustriertes Kreuzworträtsel.  
Die in die waagerechten und senkrechten Felder selbst einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel.  
a — bert — bud — ca — ch — ch — de — di — don — dori — du — e — ed — em — en — soe — lu — glau — ha — ho — l — is — fa — la — lah — le — selg — ling — ma — mem — mer — nach — nim — nin — no — ve — ra — sord — ta — te — us — vel — vi.

Aus den vorstehenden Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausdruck von Theodor Gottlieb von Hippel ergeben.

Die zusammengesetzten Silben haben folgende Bedeutung: 1. Rlettervogel, 2. britischer Seemann, 3. italienische Insel im Tyrrhenischen Meer, 4. biblischer Ort, 5. Rasseort in Frankreich, 6. deutscher Dichter, 7. Salatpflanze, 8. anderes Wort

für Ruhmesglanz, 9. Stadt in Nädren, 10. Helfmittel, 11. Glaspiel, 12. Wandbeschriftung, 13. Bildbauer, 14. Stadt in Oberbayern, 15. kurze Erzählung, 16. anderes Wort für Hinterlassenschaft, 17. englischer Dichter.



Ausfösungen aus voriger Nummer:  
Silbennettensrätsel: 1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten 2. In einem kühlen Grunde 3. Mit dem Weile, dem Bogen. 4. Ich schnitt es gern in alle Rinden ein.  
Zahlenrätsel: Limonade.  
Rechenaufgabe: 485.970.



Richter: „Und warum haben Sie bei Ihrer Arretierung dem Polizeiwachtmeister einen falschen Namen angegeben, Angeklagter?“

„Herr Rat, da war ich so aufgeregt, daß ich mich vor Aufregung selbst nicht mehr kannte.“

„Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt, mir war es, als würden die Helle meines Pelzmantels wieder lebendig, und mit gefletschten Zähnen kamen sie auf mich los.“

„Aber, Liebling, wer wird sich denn vor Kaninchen fürchten?!“

Tochter: „Ich kann es nicht mehr aushalten. Mutter,

